
Marie von Mouchanoff-Kalergis.

Marie von Mouchanoff, oder Marie von Kalergis, welchen Namen sie in erster Ehe trug, eine geborene Gräfin Nesselrode, trat Liszt im Jahre 1843 als eine der gefeiertsten Erscheinungen ihrer Zeit entgegen¹. Eine nordische Schönheit, imposant und leuchtend, entzückte sie die Welt. Dichter und Schriftsteller wetteiferten, ihren schneeigen Teint, den venezianischen Goldglanz ihres Blondhaares, das Veilchenblau ihrer Augen, ihre hohe königliche Gestalt zu schildern. Majestätisch war ihre Haltung, ihre Gebärde wie ihre Sprache gelassen; hinter anscheinendem Gleichmut verbarg sie ihre heiße impulsive Seele, ihr glühendes Temperament.

Doch nicht Schönheit allein, auch Geist und Genie, eine seltene künstlerische Begabung, die sie zur Virtuosin und Poetin am Flügel machte, eine allzeit zur Hilfe, zur Aufopferung bereite Herzensgüte gaben ihrer Persönlichkeit ein verführerisches Gepräge. Bedeutende Männer der verschiedensten Nationalitäten verloren ihr Herz an sie. Wie einer Königin huldigte man ihr, wo sie erschien. Nannte

¹ Vgl. La Mara, „Marie von Mouchanoff-Kalergis in Briefen an ihre Tochter.“ Leipzig, Breitkopf & Härtel, 1907. 2. Aufl. 1911.



Marie Mouchanoff

MARIE VON MOUCHANOFF

Nach einem Ölgemälde von Lenbach

sie doch auch Kaiser und Königinnen ihre Freunde. Wie zum dritten Napoleon stand sie nachmals zu dessen Besieger Wilhelm I. und seiner Gemahlin Augusta in nahen Beziehungen. Nicht minder zum russischen Hof, zu den Königinnen von Holland und Württemberg. Die europäischen Höfe sahen in ihr einen stets willkommenen Gast. Waren Cavaignac und Thiers ihre feurigen Anbeter, so verkehrte sie auch mit Bismarck häufig. Als dessen Gattin sie befragte, ob sie an die päpstliche Unfehlbarkeit glaube, entgegnete sie schlagfertig: „Ich glaube an drei Unfehlbarkeiten: in der Kirche an den Papst, in der Politik an Bismarck, in der Kunst an Wagner.“

„Wohl keine Frau ihrer Zeit“, sagt der englische Diplomat Sir Horace Rumbold, „war der Gegenstand so aufrichtiger und hingebender Bewunderung wie sie, die in der Gesellschaft ihrer Generation eine so bedeutende Rolle spielte, daß sie der Zeitgeschichte angehört.“

Zur Kosmopolitin war sie geboren und erzogen. Das slavische Blut, das sich dem deutschen in ihr vermischte, gab der deutschen Tiefe und Wahrheitsliebe, dem deutschen Idealismus ihres Wesens das Gegengewicht geschmeidiger Liebenswürdigkeit, graziöser Pikanterie.

Dem alten niederrheinischen Adelsgeschlecht der Nesselrode väterlicherseits entstammend, kam sie 1823 in Warschau auf die Welt. Dort stand ihr Vater, der eine Polin, Thekla Natecz von Gorska, geheiratet hatte, als Generalleutnant und Kommandant der Gendarmerie in russischen Diensten. Da die Eltern getrennt lebten, erhielt die Tochter —

ihr einziges Kind — im Hause ihres Onkels, des berühmten Reichskanzlers Graf Nesselrode, in Petersburg mit dessen Töchtern gemeinsam ihre Erziehung. Sechzehn Jahre alt, wurde sie im Januar 1839 dem Gubernialsekretär Johann von Kalergis, einem ausnehmend reichen und edelsinnigen, aber äußerlich häßlichen und unansehnlichen Griechen, angetraut. Er hatte sie und ihre Kusinen kaum gesehen, als er erklärte: „Die große Blonde gefällt mir am besten. Die wünsche ich zu heiraten.“ Seinen Antrag befürwortete die Tante mit den Worten: „Er ist ein braver Mann, hat ein schönes Vermögen, und ich glaube, Du wirst glücklich mit ihm werden.“

Die Erwartung der Gräfin Nesselrode sollte sich jedoch nicht erfüllen.

Bei der Verschiedenheit ihrer Naturen und der krankhaften Eifersucht des Gatten fiel die Ehe so unglücklich aus, daß beide schon nach wenigen Monaten auseinander gingen und er nach Geburt einer Tochter — nachmals Gräfin Coudenhove — Petersburg 1840 für immer verließ, um nach London überzusiedeln.

Seither durchflog die junge schöne Frau, deren unruhvoller Geist nicht danach verlangte, sich dauernd an einen Aufenthaltsort zu binden, Europa nach allen Richtungen, bald in Warschau oder Petersburg, bald in Berlin, Wien, München, mit besonderer Vorliebe aber in Paris oder in Baden-Baden — wo sie sich anbaute — lebend. Wo der Strom europäischer Berühmtheiten zusammenfloß, fühlte sie sich bei ihrem lebhaften Weltbedürfnis am wohlsten. Im Verborgenen zu leben, war ihre fas-

zinierende Persönlichkeit nicht geschaffen. Unter den Ersten nur war ihr Platz. In ihrem Salon, wo sie, wie allerorten, wann immer sie sich zeigte, souveränen Geistes die Konversation beherrschte, versammelte sie Männer und Frauen von Rang und Bedeutung, insbesondere die Spitzen der politischen und musikalischen Welt um sich.

Wen sah ihre Villa Kalergis in Baden-Baden nicht alles zu Gaste! So luden sich eines Abends alle anwesenden Fürsten bei ihr ein: die Großherzöge von Mecklenburg und Weimar, zwei hessische Prinzen, Prinz Albrecht von Preußen. Un erwartet erschien auch noch der sie sehr verehrende damalige preußische Prinz-Regent Wilhelm, der nachmalige König und Kaiser. Einmal gedachte ihr die Behaglichkeit liebender Vater bei seiner Tochter in Baden im Oktober eine Zeit der Ruhe zu genießen. Aber „in welch ein Wespennest bin ich geraten!“ schreibt er humoristisch dem Gatten seiner Enkelin. „Ich habe hier vorgefunden: den König und die Königin von Preußen, den König der Belgier, den Großherzog von Baden nebst Gemahlin, den Prinzen von Wasa, Prinzen von Hessen, die Großfürstinnen Marie und Helene . . . Nach einer gestrigen Soiree sagte sie mir heute: ‚Es war wunderhübsch; doch waren wir nicht einmal 50 Personen. Ich habe sie gezählt, um Dir zu beweisen, wie leer Baden schon ist.‘ Nun bedenke aber, daß die Soiree für das preußische Königspaar gegeben wurde, also nur die von der Königin bestimmten Personen eingeladen waren. Aber wie das der Marie ähnlich sieht! 50 Personen ist für sie nicht der Rede wert!“

„Klug wie ein Staatsmann“, wie man von ihr rühmen durfte, war sie auch gleich einem solchen geschult. Als Pflgetochter und Vertraute des Reichskanzlers Nesselrode, der ihr seine Memoiren in die Feder diktierte, in die Geheimnisse der Staatskunst eingeweiht, mit gekrönten Häuptern nahen Umgang pflegend, galt sie ihrer Zeit als politische Autorität, deren Stimme und Urteil man besonderes Gewicht beilegte. Gleichwohl trug die Politik einen schmerzlichen Zwiespalt in ihr Leben. Als geborene Polin und Tochter einer polnischen Mutter, ihrem Vaterland leidenschaftlich anhängend, anderseits durch Vater und Onkel, durch die sie auszeichnende Zarenfamilie in regen Beziehungen zu Rußland erhalten, hatte sie sich's in edlem Eifer zur Herzenssache gemacht, die beiden einander bekämpfenden Nationalitäten, die polnische und die russische, in deren Mitte sie jahrelang lebte, zu versöhnen. Die Aufgabe war, den tiefbegründeten Gegensätzen beider zufolge, an sich eine unlösbare. Sie war es zweifach für sie, die gerade in dieser ihrer Doppelstellung von den einen wie den andern beargwöhnt und in ihrem Idealismus mißkannt wurde. Dies Scheitern eines sich gesetzten hohen Zieles blieb der geheime Kummer ihres Lebens. Es nährte die Melancholie, die ihre schwarzen Schatten ohnehin über die Seele der anscheinend so Glücklichen breitete. Als sie vollends, nach dem Tode ihres Gatten Kalergis, mit dem Russen Serge von Mouchanoff — Oberst und Polizeichef, später Theaterintendant in Warschau — 1863 eine zweite Ehe geschlossen hatte, wurde sie um dieser Verbindung willen eine

Beute so bitterer Selbstvorwürfe, daß sie vorübergehend einem Gemütsleiden verfiel und in der Nervenanstalt Illenau in Baden Heilung suchen mußte. Dort fand sie, die selbst eine aufopfernde Freundin war, in der ihr innig nahestehenden edlen Fürstin Natalie Schahawskoy, geb. Fürstin Swiatopolk-Czetwertynska, eine treue Pflegerin.

Unvermischtere Freuden erwachsen der großsinnigen Frau aus ihrer künstlerischen Betätigung. Ihre Künstlerschaft war ihr Leben. Saß sie am Flügel, so erwartete sie auch inmitten ihrer Angehörigen andachtsvolle Stille. „Wenn ich spiele, schweigen die Könige“, lautete einmal ihr imponierendes Ruhegebot, als ihre kleine Enkelin zur Unzeit lebhaft wurde. Wiederholt ließ sie sich zum Besten mildtätiger Zwecke hören und mit unbeschreiblichem Erfolge. Je mehr sie sich in späteren Jahren aus der großen Welt zurückzog, desto beglückter fühlte sie sich im Verkehr mit der idealen Welt der Töne und mit deren hervorragendsten Vertretern.

Von Chopin, ihrem Meister, dessen Schule sie glänzend vertrat, heißt es, er sei ihr glühender Bewunderer gewesen. Gewiß ist, daß er seiner Schwester Louise am Weihnachtstag 1847 nach Warschau schrieb: „Ich gebe Madame Kalergis Stunden. Sie spielt in Wahrheit bewunderungswürdig und hat in jeder Beziehung ungeheueren Erfolg in der großen Pariser Welt¹.“ Auch Liszt

¹ M. Karłowicz, „Frédéric Chopin.“ Paris et Leipzig; Welter, Librairie Universitaire. 1904.

stimmte in diese Bewunderung ein. „Sie spielt wie niemand sonst, und wer sie jemals gehört hat, wird ihre einzigartige Interpretation nie vergessen,“ äußerte er zur Fürstin Pauline Metternich, einer ihrer nächsten Freundinnen. Ihr auserlesenes Musikgefühl, ihr feines Verständnis seiner Natur wie seiner Kunst wußte er, der in ihr „eine gute Fee seines Lebens“ sah, vollauf zu würdigen. Als er im April 1843 in Warschau konzertierte, hatte sein poesievolles Chopin-Spiel, seine hinreißende Improvisation über „Noch ist Polen nicht verloren“, die ihm am Petersburger Hofe verübelt wurde, die schöne Polin im Einklang mit ihren Landsleuten für ihn begeistert. Seitdem waren sie Freunde. Die Enthüllungsfeier des dank Liszts Großmut zustande gekommenen Beethoven-Denkmal zu Bonn im August 1845 verherrlichte Marie von Kalergis durch den Zauber ihrer jungen Schönheit. Sie pflegte danach den dort erkrankten Meister, stets bereit, wie sie war, bei ihren Freunden barmherzige Schwesterndienste zu üben, und Liszt zeichnete sie durch die Zueignung seiner Transkription von Verdis „*Salem Maria de Jerusalem*“ aus.

Später ward es ihr zur Gewohnheit, alljährlich ein paar Wochen in Weimar zuzubringen, um Liszt nahe zu sein. „Wenn ich mich geistig herabgestimmt fühle, treibt es mich immer nach Weimar, um dort wieder aufzuleben“, schreibt sie dem Künstler im Februar 1854. „Das Genie schafft, um sich verständlich zu machen, Seelen nach seinem Ebenbild und offenbart ihnen seine eigene zündende Gewalt.“ Häufig wechselte sie Briefe mit ihm, in

denen sie sich, ebenso wie in den Briefen an ihre Tochter, als Meisterin der schriftlichen Rede zeigt. Für eine Empfehlung Alfred Jaells an sie dankt sie Liszt im Oktober 1858 mit den Worten: „Er ist, so wenig sein Aussehen es ahnen läßt, ein trefflicher Künstler und hatte hier größten Erfolg. Seine Kompositionen sind nicht aus seiner Überzeugung herausgeboren, doch spielt er aus Überzeugung vieles bewundernswert, was ich adoriere, wie Ihr Konzert und Ihre symphonischen Dichtungen. Überhaupt alle, die in Ihrem Namen zu mir kommen, bereiten mir schon dadurch eine wahre Freude. Sie haben Sie gesehen, sie sprechen mir von Ihnen — und der Erfolg ist ihnen sicher.“

Nach dem im Dezember 1859 erfolgten Tod seines hochbegabten Sohnes Daniel gibt sie dem Meister am 1. Januar 1860 ihr Mitgefühl kund: „Sie sind hart geprüft worden, mein lieber Herr Liszt. Ich las Ihren Verlust in den Zeitungen und wagte doch nicht, Ihnen sofort zu schreiben. Aber nicht wahr, Sie erlauben meiner alten Freundschaft, sich Ihrem Schmerz zu vereinen? Ich darf nicht sagen, mein Teil davon zu tragen. Es ist uns leider ja nicht verstattet, die Stelle derer zu vertreten, die wir lieben, um ihr Kreuz für sie auf uns zu nehmen. Unter dieser Bedingung wäre das Leben schön.“

Als Rom Liszt der Welt zu entrücken drohte, mahnt sie ihn im Januar 1868: „Ich behaupte, Ihre Werke, Ihre Individualität, Ihr Apostolat müssen im vollen Leben stehen. Sie haben das Ideal der Kunst und der Künstler zu bisher ungeahnter Höhe erhoben. Sie sind ein Seelenfischer, wie Pater Gratry

sagt. Woher sollten die Seelen ihr Licht, ihre Kraft, ihre Hoffnung schöpfen, wenn Sie ihnen entschwänden? Ich weiß, wen dies bitter und mutlos machen würde! Sie gehören uns allen, den Großen wie den Kleinen. Wir können und wollen Sie nicht entbehren!“ Gleichen Sinnes fragt sie im Herbst 1870: „Kann man, wenn man Sie ist, fern von Deutschland leben?“

Aus selber Zeit, nämlich der des deutsch-französischen Krieges, lesen wir in einem ihrer hier mehrfach benützten ungedruckten Briefe¹: „Wann werden wir den Frieden haben? Und wenn alle Familien in Trauer, alle Herzen voll Betrübnis sind, wer bleibt dann noch übrig, um sich des Daseins zu erfreuen? Meine armen Nerven wollen die Angst, die Aufregungen schlecht vertragen. Wie Sie hatte ich den Gedanken, mich den Verwundeten zu Diensten zu stellen. Doch wir sind nicht kräftig genug. Man nimmt nur sehr erfahrene, starke Leute an.“ Und an anderer Stelle heißt es: „Die einzige Daseinsberechtigung, die ich auf der Welt noch habe, besteht darin, daß ich dahin gehe, wo man meiner bedarf.“

Dankerfüllt für Liszts sie „verwöhnende“ Freundschaft, schreibt sie ihm, nachdem sie im Juli 1871 Weimar verlassen hat: „Die Dankbarkeit kann zur Strafe werden, wenn sie sich bis zur Anmaßung und Geschwätzigkeit fortreißen läßt. Ich fasse darum in das kurze: ‚Haben Sie Dank!‘ alle die alten und jungen, leidenschaftlich bewundernden

¹ Im Weimarer Liszt-Museum aufbewahrt.

und immer demütigen Gefühle zusammen, die man in Ehren halten, bekämpfen und verschweigen muß, um Oberhofmeisterin zu bleiben und andern das Leben angenehm zu machen.“

Im November 1871 bittet sie: „Mich verlangt es, Ihre Handschrift wieder zu sehen. Es gibt so wenig Dinge, die mir wahrhafte Freude machen, indem sie mich mir selber entreißen oder mich mit meinem traurigen, mutlosen Ich versöhnen, dessen ich zuweilen recht überdrüssig bin. Also vergessen Sie mich nicht! In Ihrer Erinnerung zu leben, ist eine Art Existenz, die mir etwas wie Frieden verleiht.“

Auch die junge Weimarer Schule erfuhr den Schutz der seltenen Frau. Ihr besonderer Liebling war Tausig, dessen „verklärte Objektivität und unergründliche Tiefe der Gestaltungskraft“ sie entzückte und den sie noch in seiner Todeskrankheit in Leipzig pflegte. „Meines Wissens hat niemand den Genius Tausigs, sein dämonisch-ideelles Wesen so scharfsinnig fein und ich möchte sagen mit so schöner weiblicher Divination erfaßt, als Frau von Mouchanoff“, schrieb Liszt uns nach seines großen Schülers Hinscheiden. Auch Bülow und Cornelius verehrten in ihr eine edle Gönnerin. Von der Sterbenden, der er in ihren letzten Lebenstagen noch vorspielte, sagt Bülow im April 1874: „Mit ihr geht eine der hochherzigsten, geistvollsten, universalgebildeten Frauen aus der Welt.“

Auch die Freundschaft Richard Wagners und seiner Gattin Cosima verklärte ihr Leben. Der letzteren war sie, schon als diese noch Frau von Bülow hieß, eng verbunden. „Ich sehe sie täglich, doch nie

genug für mich. Sie flößt allen, die sie zu verstehen vermögen, Sympathie und Bewunderung ein,“ berichtet sie deren Vater im Oktober 1867, und im November 1871: „Unter dem Schutze des Genius, den sie ergänzt und zu voller Harmonie mit sich selber bringt, ist alles in ihr aufgeblüht. Ihre mütterliche Tätigkeit, ihre weibliche Güte, ihre ernste Heiterkeit, ihre Schönheit, ihr Reiz. Sie wird geliebt, gewürdigt, verstanden wie nie zuvor. Ihr innerer Beruf war ein zu gebieterischer, um unerfüllt zu bleiben. Nichts konnte diese zwei Wesen voneinander trennen.“

Wagner widmete bekanntlich Frau von Mouchanoff sein „Judentum in der Musik.“ Noch da sie ihn kaum kannte, im Jahre 1860 hatte sie 10000 Franken geopfert, um das Defizit seiner in Paris gegebenen Konzerte zu decken. Was galt ihr das Gold? Es hatte keine Macht über sie. Großmütig schenkte sie, solange sie über Reichtümer gebot, ja oft gab sie mehr als sie hatte. Ihren Schmuck verkaufte sie, um Freunden aus der Verlegenheit zu helfen, sodaß ihr in ihrer letzten Lebenszeit kein einziges ihrer Schmuckstücke mehr geblieben war.

Den aufsteigenden Glanz Weimars und Bayreuths hat sie bewundernd miterlebt und zu seiner Verbreitung das Ihre beigetragen. Doch war es ihr nicht beschieden, das große Jahr der ersten Nibelungen-Festspiele mit zu feiern. Bayreuth in der Verwirklichung seiner Ziele blieb für sie — wie sie im Vorgefühle dessen äußerte — „das gelobte Land, das sie nicht erreichen durfte.“

Bis zuletzt aber schenkte die edle königliche Frau, von uns allen, die zu Liszts Kreise gehörten, geliebt und bewundert, den musikalischen Festen, die Liszt zum Mittelpunkt hatten, als eine seiner Getreuesten, ihre Gegenwart. Der von ihm geleiteten Beethoven-Zentenarfeier im Mai 1870, der Uraufführung seines Christus-Oratoriums zu Weimar im Mai 1873, seinem fünfzigjährigen Künstlerjubiläum in Budapest im November desselben Jahres wohnte sie, obschon schwer krank, noch bei. Dann legte sie sich, das Martyrium eines langen Siechtums in Seelengröße ertragend und ihrer einzigen fernen Tochter die Tiefe ihres Leidens heldenmütig verbergend, zum Sterben nieder. „Es ist leichter dem Tod entgegen zu gehen, als die Kümmernisse dieses Lebens zu ertragen,“ äußerte sie zu einer Freundin. Am 22. Mai 1874 schlug ihr in Warschau, ihrer Geburtsstadt, die ersehnte Stunde der Erlösung.

„Das Gute und Schöne des Ideals sehnsüchtig suchend, erfassend und verwirklichend, ging sie“, nach Liszts Worten, „durchs Leben.“ In einer Elegie: „Schlummerlied im Grabe“ und einer musikalischen Gedenkfeier im Tempelherrenhaus im Weimarer Park, zu der er ihre nächsten Freunde von nah und fern entbot, brachte er der geschiedenen Freundin ein Totenopfer dar. Ihre von Godebsky geschaffene Marmorbüste bildete eine Zierde seines Salons in der Hofgärtnerei.

Rosalie Gräfin Sauerma.

Braunschweig war in Aufregung. Es sollte den Wundermann Liszt kennen lernen. Für den 13. März 1844 war ein Konzert von ihm angekündigt. Das mußte hören, wer Ohren hatte — so dachte die fünfzehnjährige Rosalie Spohr, die Nichte des Komponisten Louis und Tochter des Kammerbaumeisters Wilhelm Spohr in Braunschweig¹. Doch ihre Mutter dachte anders. Sie war der Ansicht, daß ein Schulkind, zumal eine Konfirmandin, nicht in den Konzertsaal gehöre; daß ferner ihr Gatte reichlich das Seine tue, wenn er ihr und ihrer ältesten Tochter je einen der teuren Plätze spendiere. Rosalie aber wußte sich zu helfen. Sie wollte sich das Recht zum Besuch des Konzertes selbst erwerben, und ihr Enthusiasmus fand Mittel und Wege dazu. Der Tag war lang voraus bekannt gegeben. So sparte sie sich monatelang jedes Stück Zucker vom Munde ab, bis sie einen erklecklichen Vorrat zusammen hatte. Pfund für Pfund wurde dann an Mama verkauft. Freilich reichten ihre Ersparnisse nicht zum Erwerb einer Eintrittskarte hin. Frei-

¹ Mitteilungen von Gräfin Sauerma bilden die Grundlage der Skizze.



Rosalie Sauerma

ROSALIE SPOHR, später GRÄFIN VON SAUERMA

Zeichnung von L. Nieper

gebüg aber legte sich der Vater ins Mittel: sein Liebling sollte nicht leer ausgehen bei dem von ihm und allen so heiß ersehnten Genusse.

Und nun war der große Tag gekommen. Spohrs wohnten auf dem Johannishofe vor dem „medizinischen Gartensaal.“ In diesem, dessen ausgezeichnete Akustik der berühmten des alten Leipziger Gewandhaussaales verglichen wurde, sollte das Konzert um 7 Uhr abends beginnen. Schon um 2 Uhr sah Rosalie ungeduldige Zuhörer in Scharen herbeiströmen. Da litt sie's nicht länger daheim. Mutter und Schwester mußten mit. Für die lange Wartezeit umsichtig mit Backwerk versorgt, fanden sie noch in der zweiten Reihe Platz — denn numerierte Sitze gab es damals noch nicht — und in Grimms Märchen vertieft, vergingen Rosalie die Stunden.

Endlich schlägt es sieben. Der Gefeierte erscheint. Er eröffnet das Konzert mit einer auf dem Programm nicht genannten Phantasie über ein Lied von Fesca, einem jungen Braunschweiger Tonkünstler, der dadurch schnell zu Namen kam. Andern zu nützen, zum Emporkommen zu verhelfen, das war ja Liszts Art. Dann folgen, abwechselnd mit Vorträgen des vortrefflichen Flötenvirtuosen Giulio Briccialdi, zwei Transkriptionen Schubertscher Lieder vom Konzertgeber, sein „*Galop chromatique*“ und seine „*Don Juan*“-Phantasie. In letzterer entzückte und verblüffte er das Publikum aufs höchste, besonders durch einen darin angebrachten „Donner-effekt“, den er durch im Prestissimo ausgeführte chromatische Oktavengänge erzielte. Man schwelgte.

Beglückt hatte Rosalie — ob der Geistliche auch mit seiner Mißbilligung nicht zurückhielt, daß sie sich so zerstreuem Genusse hingebe — in diesen Stunden die größten Musikeindrücke ihres jungen Lebens empfangen. Sie weihte selbst ihr Leben der Musik und wurde „der Liszt der Harfe“.

Als solchen pries sie die Kritik, als sie am 13. Dezember 1849 in einem von Jenny Lind im Hamburger Stadttheater gegebenen Konzert auf Bitten der Theaterdirektion mitwirkte und zum erstenmal vor die Öffentlichkeit trat. Damals zählte sie zwanzig Jahre. Am 22. Januar 1829 in Braunschweig geboren, hatte sie, durch ihre geistvolle, sehr musikalische Mutter frühzeitig angeregt, sich eher den Noten als dem Alphabet befreundend, im siebenten Jahre, unter Leitung des trefflichen Musikpädagogen Louis Köhler, das Klavierspiel begonnen.

Doch ihre Träume waren auf eine goldene Harfe gerichtet. Sie verwirklichten sich bald. Das Christkind brachte ihr 1840 eine kleine Pedalarfe, und an ihrem zehnten Geburtstag erhielt sie bei einem Kapellmusiker F. von Roda die erste Stunde. Nervöse Reizbarkeit machte zunächst den eifrigen Studien des Kindes ein Ende. Erst als siebzehnjähriges Mädchen nahm Rosalie das Instrument, das ihr durch das Spiel der Mutter und der Tante lieb und vertraut geworden war, wieder zur Hand. Eine Reise führte sie im Juni 1847 mit der Mutter und einer jüngeren, malerisch ungemein talentierten Schwester¹ auf mehrere Wochen nach Berlin. Hier

¹ Ihr, der mit 26 Jahren Verstorbenen, hat Gräfin Sauerma durch das im Mai 1910 von ihr herausgegebene „Ida-Spohr-

besuchte sie Louis Grimm, den ausgezeichneten Harfenkünstler, und bat, ihm vorspielen zu dürfen, ohne daß man nur entfernt an eine öffentliche Verwertung ihrer Begabung dachte. Er erkannte sofort ihr seltenes Talent und nahm sie für die Dauer ihres Berliner Aufenthaltes zur Schülerin an; überließ ihr auch sogleich eines seiner schönen Instrumente, das ihr Vater dann kaufte. Täglich gab er ihr eine Stunde, spielte ihr selbst viel vor und empfahl ihr, zwei Stunden des Tages Tonleitern zu üben. In diesen, die sie, wie der Klavierspieler, in Oktaven, Terzen, Sexten, in gerader und Gegenbewegung ausführte, bestanden im wesentlichen auch weiterhin ihre Studien. Einzelne Stellen übte sie nie.

In den beiden nächsten Jahren stellte sie sich wiederum, einmal für drei, das andere Mal für zehn Wochen zur Fortsetzung des Unterrichts in Berlin ein; zunächst unter Hut ihres Vaters, der sie abwechselnd mit der Mutter auch auf ihren Konzertreisen zu begleiten pflegte und über Studien und Erfolge seiner Tochter ein interessantes Tagebuch führte. Jetzt spielte ihr berühmter Lehrer, sich und ihr zur Freude, häufig Duos mit ihr. „In einem Jahr sind Sie die erste Harfenspielerin der Welt“, lautete sein zuversichtliches Urteil, und zu einem Freund gewandt, fügte er hinzu: „Sie spielt wie ein Mann, ich wie ein Weib.“

Album“, das eine Anzahl ihrer überaus feinen und erfindungsreichen, an Schwind und Ludwig Richter erinnernden Zeichnungen und Aquarelle vortrefflich wiedergibt, ein pietätvolles Denkmal gesetzt.

So empfing sie im ganzen hundert Stunden. Dann bildete sie sich selber durch Üben und, auf Rat ihres Onkels Spohr, durch tägliches mehrstündiges Vorspielen weiter. Während sie Tonleitern spielte, las sie Geschichtswerke und andere ernste Bücher, und am abendlichen Teetisch fanden sich Künstler und Gelehrte bei ihren Eltern ein, von denen sie begierig lernte. Bällen und Gesellschaften aber entsagte sie zum Besten ihrer Studien. Der Erfolg derselben war, daß sie den Schritt in die Öffentlichkeit, zu dem der Harfenist nach Grimms Ansicht einer zehnjährigen Vorbereitung bedarf, nach drei Jahren mit vollstem Gelingen wagen durfte.

Das öffentliche Auftreten erregte sie nicht. Unmittelbar vor ihrem ersten Debüt legte sie sich in aller Ruhe schlafen und bat ihre Mutter, sie, wenn die Reihe an sie komme, zu wecken. Auf das Programm hatte sie nur setzen lassen: Phantasie von Parish Alvars, die Wahl derselben der Eingebung des Augenblicks überlassend. Sie spielte „*La Danse des Fées*“ und willfahrte den stürmischen Bitten um eine Zugabe durch die „*Lucrezia*“-Phantasie.

Der Erfolg war glänzend — und er blieb ihr treu. Im Umsehen wurde sie berühmt. Wohin sie kam: in Berlin, wo sie gleich bei Hofe spielen mußte, im Leipziger Gewandhaus, in Kassel, in Hannover — dahin der damalige Kronprinz und spätere König, dessen Familie sie dauernd verbunden blieb, sie lud —, in Dresden, Prag, Wien, überall schwärmte man von ihrer Künstlerschaft, die in einer äußerst reizvollen Erscheinung überdem einen mächtigen Bundesgenossen hatte.

Da rief sie eine Einladung Liszts, ihres Ideals, zu einem Hofkonzert nach Weimar. Neben ihn und Joachim sollte sie sich stellen. Nach sieben Jahren sah, hörte sie ihn wieder, war sie wieder im Banne seines Genies. „Das ist eine intelligente und interessante junge Künstlerin. Sie trägt das Haar wie ich“, teilt er am 7. Februar 1851 der Fürstin Wittgenstein mit, die in Bad Eilsen erkrankt war, und tags darauf: „Von 1½/7 bis 9 Uhr war ich im Russischen Hof bei der Spohr, die mir ein halb Dutzend Parish Alvarsscher Stücke in wirklich ausgezeichnete Weise vorgespielt hat. Ich hätte gewünscht, daß Sie sie hören könnten.“ Auch eine kleine musikalische Soiree gab er ihr auf der Altenburg. So vermerkt sie in ihrem Tagebuch: „Er war überaus liebenswürdig, gütig und nachsichtig für mein Spiel“, und ihrem Onkel Spohr berichtet sie: „Er hat ein solches Interesse für die Harfe, wie ich sonst bei keinem Klavierer gefunden.“ Er spielte ihr während ihres mehrtägigen Verweilens viel vor und erteilte ihr manch goldenen Wink, so daß sie bekennt, viel von ihm gelernt zu haben.

Schon im nächsten Sommer arrangierte er ihr in Eilsen, wo er sich im Juli aufhielt, ein Konzert, und zwar „auf eine ganz eigene Weise“. Er hatte angekündigt: „Konzert von Rosalie Spohr, wozu einladet F. Liszt. Entrée 1 Gulden.“ Nichts weiter. Als ihm darauf die Leute sagten: „Schreiben Sie doch, daß sie Harfe spielt und welche Stücke“, erwiderte er: „Wenn Ihr gebildeter wäret, müßtet Ihr längst wissen, wer Fräulein Spohr ist, und wer es nicht weiß, braucht nicht zu kommen.“ Aber sie

kamen in Scharen herbei. Das Konzert blieb den erwünschten Erfolg nicht schuldig, und Liszt schrieb seiner jungen Freundin ein paar Wochen darnach, daß „ihre Töne noch immer in Eilsens Wäldern wie in den Seelen ihrer Zuhörer nachhallten.“ In Eilsen lernte Rosalie Spohr die Fürstin Wittgenstein und ihre Tochter Prinzessin Marie kennen, wie ihr Leben überhaupt an Begegnungen mit hervorragenden Menschen reich war.

Bei dem von Liszt im Juni 1852 geleiteten Ballenstedter Musikfest — dem ersten, dessen Programm den neudeutschen Standpunkt betonte und bei dem auch Hans von Bülow sich als Virtuos öffentlich vorstellte — wirkte sie auf des Meisters Wunsch mit. Ebenso im Juli beim Musikfest ihrer Vaterstadt Braunschweig. Liszt kam, wie er sagte, „nur um Fräulein Spohr zu hören“, und brachte den Abend in ihrer Familie zu, die, wie es in einem Briefe an die Fürstin heißt, „den guten Gedanken hatte, niemand sonst einzuladen. Es sind vorzügliche Menschen, als welche Sie sie ja kennen.“

Seitdem kam er öfters, und auch Rosalie Spohr war wiederholt der Gast der Altenburg. Einmal geschah es, daß der Meister der anwesenden Jugend zum Tanze aufspielte, und Rosalie bewahrte es als eine ihrer liebsten Erinnerungen, daß sie sich damals nach seinem „chromatischen Galopp“ — einem seiner bewundertsten Virtuosenstücke — im Kreise schwingen durfte. Mit Stolz erfüllte es sie vollends, als zwei Phrenologen ihr sagten, ihr Schädel zeige Verwandtschaft mit dem Liszts. Dem großen Künstler machte dies Spaß, und gern wiederholte er scherzend,

so oft der jungen Virtuosin Meinung sich mit der seinen berührte: „Das kommt von der Schädelähnlichkeit.“

Reisen nach Paris, nach Holland und Belgien folgten. Ungemeines Aufsehen erregte die geniale Harfenkünstlerin namentlich in der Hauptstadt Frankreichs. Liszt hatte ihr insbesondere durch Empfehlungen an den ihm befreundeten Erard den Weg vorbereitet. Der Chef der berühmten Klavier- und Harfenfabrik erwies sich ihr außerordentlich dienstfertig. Er übernahm selbst die Veranstaltung und Garantie ihres Konzertes, mit dem er, alle hervorragenden Pariser Musiker dazu einladend, seinen für diese Gelegenheit neu dekorierten Konzertsaal festlich einweihte. Auch mit der Mutter Liszts und seinen beiden, von Madame Patersi de Fossombroni — der ehemaligen Erzieherin der Fürstin Wittgenstein — behüteten Töchtern verkehrte sie viel und ließ sich in einer Gesellschaft bei letzteren, abwechselnd mit ihnen hören. Dabei nahm sie voll glühenden Eifers, wie überall, jede Gelegenheit wahr, die Bekanntschaft ihrer namhaftesten Kollegen und Kolleginnen auf der Harfe zu machen. Keinen, wie er auch hieß, ließ sie sich entgehen. Niemals tat sie sich überhaupt selbst genug. Auch als sie, der öffentlichen Ausübung ihrer Virtuosität entsagend, am 19. Juni 1855 die Gattin des Grafen Xaver von Sauerma-Zülzendorf wurde, entfremdete ihr eheliches Glück sie nicht ihrer Kunst. Nach wie vor bildete diese den Mittelpunkt ihres Lebens. Nur um wohltätigen Zwecken zu dienen, erschien sie seitdem noch zu vereinzelt Malen im Konzertsaal. Ihr Haus aber, das sie wechselnd in Braunschweig,

Berlin, Kassel, Dresden aufschlug, blieb eine edle Pflegestätte der Musik, ein gastfreier Sammelplatz der Künstler und Kunstfreunde. Den geistvollen und liebenswürdigen Gatten führte sie bald nach ihrer Verheiratung dem großen Weimarer Freunde zu, und dieser schrieb ihr am 22. Juni 1857:

„Wenn Sie wieder hierher kommen, werden Sie wenig verändert finden, nur drei Weimaraner mehr denn zuvor: Goethe, Schiller und Wieland, deren Standbilder im nächsten September bei der Jubiläumsfeier des Großherzogs Carl August eingeweiht werden sollen. Man plant bei dieser Gelegenheit auch Musik, und ich sage Ihnen voraus, daß Sie wenig Schmeichelhaftes darüber zu lesen bekommen werden, denn die betreffende Musik wird größtenteils von mir stammen. Wie dem auch sei, ich denke immer Besseres zu tun zu haben, als mich durch das beunruhigen zu lassen, was man über mich sagt und denkt.

Wie würde ich mich freuen, Sie wieder zu hören und mich wie in einer Hängematte vom Klange Ihrer Arpeggien einwiegen zu lassen; denn sicherlich haben Sie mit Ihrer schönen Gewohnheit eifrigen Arbeitens nicht gebrochen und Ihre Künstlerschaft ist gewiß glänzender denn jemals. Kürzlich spielte Frau Pohl¹ sehr hübsch die „Oberon“-Phantasie von Parish Alvars und erinnerte uns dadurch lebhaft an die reizenden Stunden in Eilsen und Weimar, die ich in Dresden bald wieder fortzusetzen hoffe.“

¹ Damals der Weimarer Hofkapelle angehörend, Gattin des Musikschriftstellers Richard Pohl.

In Bayreuth, als unter Teilnahme eines Welt-Elitepublikums, Kaiser und Könige an dessen Spitze, der „Nibelungenring“ aus der Taufe gehoben ward, kam es zu einem letzten persönlichen Gegenüber Liszts und der Gräfin. Seine letzten schriftlichen Grüße erreichten sie noch kurz vor seinem Tode.

Ihr selbst wurde die Prüfung eines Leidens auferlegt, das ihr, zufolge Erlahmung der rechten Hand, elf lange Jahre die Berührung ihres Instrumentes verwehrte. Erst die Kunst Ernst Schweiningers, des Mannes, der dem deutschen Volk das kostbare Leben seines Bismarck lange, lange Jahre zu erhalten wußte, gab die Gräfin ihrer Harfe zurück. Der erstaunlichen Energie ihres Übens gelang es bald, die lange Pause vergessen zu machen, als sei sie nicht gewesen. Bald fand sie sich im Besitz nicht nur ihres früheren, sondern eines noch gesteigerten Könnens.

Nachdem sie im April 1880 den geliebten Gatten in Dresden verloren hatte, wählte sie sich 1881 die deutsche Reichshauptstadt zum Wohnsitz. Dort entzückte ihr Spiel an jedem Mittwoch während der Winterzeit die große Zahl der Freunde und Verehrer, die sie sich erworben. Denn zu ihr mußte kommen, wer sie hören wollte. Nur bei einigen Fürstlichkeiten — wie bei der Kaiserin Friedrich, der sie in ihrem Palais, oder der Kaiserin Auguste Viktoria, der sie anlässlich eines Kasseler Sommeraufenthaltes in Wilhelmshöhe vorspielte — hat sie eine Ausnahme gemacht.

Ihrem Salon gab der köstliche Schatz ihres Hauses:

Stielers berühmtes Beethovenbildnis, eine eigenartige Weihe. Mit seinen seltsam tiefen, wie nach innen gerichteten Augen schaute es von der Wand über dem Steinway-Flügel auf die goldene Harfe herab, der der Meisterin Hand oft die herrlichsten Adagios entlockte, die uns der größte unsrer großen Tongeister geschenkt. Des Stielerschen Originals entäußerte sich seine langjährige Eigentümerin seit kurzem — es fand im Chef des Petersschen Musikverlags, Herrn Geheimrat Hinrichsen in Leipzig, seinen glücklichen Besitzer —, eine treffliche Kopie ersetzte nun seine Stelle.

Mit ihrer Harfe blieb Gräfin Sauerma verwachsen. Ob sie dem Öffentlichspielen auch längst entsagte, sie übte so systematisch, stellte sich so anspruchsvolle Aufgaben, als ob es einem täglichen Auftreten gelte. So minderte sich ihre Meisterschaft nicht, sie wuchs vielmehr stetig.

„Man kann auf der Harfe wohl gar nicht falsch greifen?“ fragte sie einmal Friedrich Wieck unter dem Eindruck ihrer souveränen Virtuosität. Allerdings rühmte sogar ihr Onkel Spohr, der selbst eine bewunderte Harfenspielerin zur Lebensgefährtin hatte, seiner Nichte nach, er habe nie schöner und vollendeter Harfe spielen hören als von ihr, und Hans von Bülow nannte sie „die idealste Vertreterin ihres schönen Instrumentes.“ Sie hatte keinen Rivalen. Man mußte die geniale Künstlerin in der Tat gehört haben, um zu wissen, welchen Zaubers dies schwierigste aller Instrumente fähig ist. Alle Geister desselben wußte sie zu entfesseln. Bald klang's wie Elfengeflüster, bald wie Heldengesang

aus ihren Saiten. Ihr Spiel charakterisierte vornehmlich Größe und Fülle des Tons, die namentlich in den Bässen zu außerordentlicher Wirkung kam; ein überaus weicher und doch stets weittragender, klangvoller, unendlich nüancenreicher Anschlag, der ihr ausschließliches Eigentum blieb: denn sie rupfte nicht wie die andern die Saite von vorn, was einen kurzen schrillen Ton ergibt, sondern sie versetzte sie statt in elliptische, in kreisförmige und somit in stärkere Schwingung.

Doch man dachte bei ihrem Spiel nicht an die enorme Virtuosität, über die sie gebot, nicht an Spezialitäten, wie die bravourösen Oktavengänge, das zauberisch wirkende Glissando, das wunderbar entwickelte Flageolet — man fühlte sich, wenn man ihr lauschte, ganz im Bann musikgewordener Poesie. Der poetische Hauch ihrer Künstlerseele adelte selbst die oberflächlicheren Virtuosenstücke, an denen die Harfenliteratur reich ist; aber er offenbarte seinen vollen Zauber bei Wiedergabe Bachscher oder Beethovenscher Tonwerke, die die Meisterin ihrem Instrument zugänglich machte. Schon hatte sie ihr 60jähriges Künstlerjubiläum unter Teilnahme ungezählter Freunde von nah und fern festlich begangen und stand an der Schwelle ihres neunzigsten Geburtstags, als die geniale Frau am 11. Januar 1919 ohne Krankheit und Kampf sanft und bewußtlos hinüberschlummerte in ein besseres Dasein.
